

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1928)
Heft: 3

Artikel: Inselraub
Autor: Sturmann, Manfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759662>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Inselraub

von Manfred Sturmann

Soll ich erklären, warum ich in diesem Hause weile? Soll ich mich rechtfertigen, daß ich meine Mahlzeiten abgeteilt erhalte wie ein Kind; daß einmal am Tage der Arzt erscheint, um mich mit großen Händen abzutasten, den Puls zu fühlen, ein Gespräch zu beginnen, das weder ihn noch mich eigentlich angeht, nur weil es eine liebe Gewohnheit wurde mit der Zeit? Ich will den Bewußtlosigkeiten nicht nachgehen, an denen ich litt, und die diesen Aufenthalt notwendig gemacht haben. Weshalb es geschah? Warum ich nicht vorbeugte? Vielleicht bin ich ein zu großer Fatalist gewesen, aller Grenzen uneingedenk, und in meiner Seele, auf die ich nicht achtgab, versandet.

Nun, ich beginne Mut zu bekommen trotz meiner grauen Haare. Der Sommer ist auch zu schön! Was glauben Sie, spektakeln die Spatzen vor meinem Fenster! Und die Tulpen sind wie bittende Hände unten im Garten – ja, ich könnte wieder Mut bekommen und aufgeräumter sein als bisher. Ich sollte mir einen weißen Pudel kaufen, zu meiner Gesellschaft, oder nur zum Anschauen; diese Tiere üben eine beruhigende Wirkung aus. O, es täte mir gut!

Aber das sind doch nur Träume, solange der Arzt seine Besuche nicht einstellt, und der Pförtner unten mir nicht unter unzähligen Bücklingen, indem er das Trinkgeld einstreicht, zuruft: « So, nun sind wir fertig! Bleiben Sie hübsch bei Verstand und hüten Sie sich vor Aufregung! »

Alle Pläne sind zwecklos. Ich bin aus dem Geleise, durch einen winzigen Vorgang in Unordnung geraten – was kann mir da helfen! Ich will versuchen, der ärztlichen Weisung gemäß, diesen « winzigen » Vorgang zu Papier zu bringen. Vielleicht wird mir das gelingen, obgleich ich noch niemals meine Mitmenschen zu überzeugen vermocht habe. Ich will mich in meine Gewohnheiten zurückversetzen und mit berechnender Stirn über mich wachen.

Die Abende der Vorstadt, die mich stets mit unsäglicher Trauer erfüllten, zwangen mich, am Fenster zu lehnen, der Straße, die mit müden Augen einzuschlafen beginnt, den Rücken zu kehren – denn

meine Fenster lagen dem Hofe zu – und über die Ratlosigkeit meiner Seele nachzudenken. Ich wußte, daß mich die Nachbarn, alles ordentliche Leute, mit einem seltsamen Seitenblick betrachteten, einen Zigeuner in mir vermuteten und den Kindern ans Herz legten, nicht mit mir zu sprechen. Dabei tat ich niemandem etwas zuleide.

Daß ich mir mit jungen Jahren die Flügel gebrochen hatte, ohne dabei Schmerz empfunden zu haben; daß ich einmal meine ganze armselige törichte Lebensfreude zu Grabe getragen hatte – das alles stand vor meinem Auge, als wäre es aus mir herausgetreten und gehörte einem andern. Damals hatte ich geglaubt, auf kurze Art ums Leben zu kommen, sei es durch die Tollheit eines durchgehenden Gaules, sei es durch eine elementare Gewalt, die es gut mit mir meinte. Und obgleich ich spürte, wie ich langsam abstarb, die Gewalt über mich verlor und nur noch von den Launen der Schickung hin und her getrieben wurde, war ich am Leben geblieben, mit jener Selbstverständlichkeit, die nach außen hin wie Weisheit anmutet, die in Wahrheit aber nichts anderes ist als Gleichgültigkeit oder Schwäche.

Ich habe ein Leben geführt, das sich an Belanglosigkeiten überbot. Können Sie begreifen, daß unter gewissen Umständen das Nichtigste zu ungeahnter Bedeutung aufsteigt? Werden Sie mich verstehen, wenn ich behaupte, daß mich ein kleiner Ring, den ich zuweilen trug, erfreute wie das Wiedersehen mit einem geachteten Menschen; daß ich zu einer Fliege, die mich am Tage mehrmals besuchte, Vertrauen faßte, wie zu einem geliebten Wesen? Ich vermag diese «Nichtigkeiten» nicht alle aufzuzählen; denn ich habe von anderem zu reden.

Unter meinen Zimmerfenstern, von Häusermassen umtürmt und von Freudlosigkeiten umgeben, führte etwas, das wie ein Garten aussah, sein Dasein: Einige Pappeln lugten schüchtern zu den blinden Scheiben des Hauses. Inmitten trostloser Höfe gab es hier ein seliges Plätzchen, auf welchem Gras wuchs, Gänseblümchen, im Frühling, spärlich genug, Flieder und etwas Mohn. Es geschah, daß Spatzen sich um Brotkrumen schlügen, oder daß ein Star sich verirrte. Zuweilen ging ein Windhauch nieder, der von weither zu kommen schien; denn ich roch in ihm das Aroma blühender Äste.

Zwischen Zaun und Mauer standen die Reste einer hölzernen Laube, durch deren verfaulte Latten Butterblumen wuchsen. Oft kamen die Mägde des Hauses, um ihre Eimer in die Müllkästen zu leeren. Ich bemerkte, daß sie dabei länger verweilten, als es bei der Geringfügigkeit des Anlasses notwendig gewesen wäre. Sie strichen mit den roten rissigen

Händen ihre Röcke glatt, und ich sah, daß sie von der Lauheit des Sommers gequält wurden.

Abends zeigte sich eine schwarze Katze, die es sich zur Gewohnheit gemacht hatte, mit blitzenden Augen unter den Vögeln zu räubern. Ich verscheuchte sie mit Gegenständen, die ich in der Eile nach ihr warf, mit leeren Streichholzschatzeln, mit Käserinden – was ich gerade erreichen konnte. Die Katze schreckte vor mir, doch immer kehrte sie wieder, obgleich die Beute dank meiner Wachsamkeit nur rar war. Sie schien in mir eine Macht der Schickung zu sehen, gegen die anzukämpfen es zwecklos, und der zu entfliehen es töricht gewesen wäre; denn sie würde ja nachfolgen.

So wachte ich durch halbe Nächte, kannte jeden Zweig, wußte die Zahl der Butterblumen, die dem Holze der Laube trotzten, erwartete meine Katze, streute den Vögeln Brotkrumen aus und schielte auf die säumigen Mägde. Die Sterne waren silbernes Laub, und die Stille brachte meine Einsamkeit zum Tönen, wie ein Wind, der über die Saiten einer Harfe fährt. Mir war es, als hätte ich diese an das Ländliche gemahnende Insel zu hüten.

Tags sah ich das spärliche Grün und hörte nicht auf das Schreien der Kinder und auf das Mittagsgeklapper der Inwohner.

Wollen Sie verstehen, welch eine Bedeutung diese «Nichtigkeit» da unten in meiner Seele hatte? Sie war ja das tägliche Brot, die Luft, die mich erhielt, die Triebkraft, die mich von einem Tag in den andern hinüberschleppte. Mein armseliges Leben hatte einen Inhalt. Es war mir doch eigentlich nicht umsonst gegeben: Vor meinen Augen ein Fleckchen Erde! Wenige bedenkt der Herr so reich! Ich war im Grunde auch nicht elend: Diese Insel war mein, gehörte unverbrüchlich zu mir. Wer konnte sie mir nehmen!

So geschah es, daß ich mich manchmal in eine kleine Heiterkeit hinaufsteigerte. Ich sah selbstzufrieden in die Luft. Ich hatte eine Heimat und verhungerte nicht. Mir war ein Traumland geschenkt, was brauchte ich weiter? Ich hatte ohnedies selten genug die Straße zu betreten, liebte auch nicht eintönige Spaziergänge um die Häuserblöcke und war billiger Geselligkeit abhold. Man wird es mir glauben, daß ich Mut zu fassen begann. Ich schmückte meine Stube mit alten Bildern, holte Bücher aus dem verstaubten Koffer und hatte wieder Sinn für das geschriebene Wort. Ich trat zuweilen zur Türe, öffnete sie dienstfertig und ließ einen Besucher ein, den ich mir einbildete. Ich bat ihn zum Tisch, füllte ein zweites Glas Tee und besprach mit meinem

fingierten Gegenüber alles, was mich bewegte. Dabei merkte ich, daß er ein toleranter Herr war, und daß ich mich in ihm nicht getäuscht hatte. Er widersprach mir nicht und verstand es mit Takt zuzuhören. So vergingen ganze Nachmittage.

Oder ich kam auf den Gedanken, an Menschen zu schreiben, die mir einmal etwas bedeutet hatten. Ich fertigte beschwingte Briefe und bedeckte das vergilbte Briefpapier mit langen Sätzen. Ich gedachte eines gemeinsamen Erlebens und erzählte, daß ich einsam geworden wäre in den letzten Jahren, daß es mir aber gut ginge, aus einem ganz bestimmten Grunde gut ginge. Und nun beschrieb ich umständlich, zuweilen aus dem Fenster blickend, meine Insel. Ich sandte den Brief ab, nachdem ich eine Adresse erfunden, und mich als Absender nicht genannt hatte. Ich gestehe, daß dies alles heiter und unterhaltend war.

Also wurde das Gärtchen da unten mein neuer Lebensinhalt, der mich über die Widerwärtigkeiten der Stadt hinwegzusetzen vermochte. Dennoch hatte ich es noch nie gewagt hinunterzugehen. Es wäre doch eigentlich ein naheliegender Gedanke gewesen, einmal meine Insel zu besuchen, um in der Laube Platz zu nehmen, zu meinem Fenster hinaufzublicken und diese Veränderung zu überdenken. Doch das geschah niemals. An der Mauer lugte, von meiner Stube aus gut zu lesen, ein Schild: « Unberechtigter Aufenthalt im Hofe verboten. Der Hausbesitzer. » Ich zürnte ihm, daß er meine Insel so trivial mit « Hof » bezeichnete, tröstete mich aber damit, daß dieser Irgendwer von dererlei Dingen nichts verstehen konnte, und fügte mich im übrigen seiner Weisung; denn wie unberechtigt wäre ihm wohl mein Aufenthalt im « Hofe » erschienen! Ich bin ein genügsamer Mensch, ich fügte mich, ohne zu murren. Wozu die Insel betreten? Ihr Anblick ist Glück genug, die Katze kann ich auch vom Fenster her erreichen, die Mädchen auch so betrachten – wozu sich also mit unerreichbaren Wünschen quälen?

Ich ahnte nicht, daß dieser Hausbesitzer mein größter Feind werden sollte. Er hat mich mit einem winzigen Wort zunichte gemacht, und mit einer kleinen Handbewegung meine Welt zerrissen. Warum hatte ich mich nicht durch seine Inschrift warnen lassen? Doch ich will nicht vorexplizieren und, um den Zusammenhang zu wahren, die Ereignisse jenes angedeuteten Morgens schildern:

Ein Regen, der heimtückisch niedergeprasselt war, weckte mich. Er gab mir nach unruhigem Schlafe Fieberschauer ins Mark. Da schlügen Rufe in meine Enge, ich hörte Räder knarren, Holz brechen. Eine Stimme machte mich erbeben, sie schrillte auf wie der Angstlaut eines

Tieres. Ich klammerte mich an die Kissen, ich ahnte, was dort unten vorging und wollte doch nichts wissen, zwang mich zum Ruhigliegen und taumelte von Traum zu Traum. Ich verließ das Bett nicht und horchte, wie die Türme die Stunden abschlugen, heiser und eindringlich. Da war es mir, als wäre plötzlich in meinem Kopfe etwas zerbrochen. Ich lag auf dem Rücken und verfolgte mit den Augen das häßliche Ornament der Zimmerdecke, ohne an etwas zu denken.

Als ich schließlich aufgestanden war und notdürftig den Rock über mich geworfen hatte, war es Spätnachmittag geworden. Schwäche lag in meinen Knien und drohte mich zu überwältigen. Mit zugepreßten Augen wagte ich mich zum Fenster und öffnete es erst, als ich mich an der Brüstung gut zu halten vermochte. Da sah ich es: Arbeiter hatten meine Insel überfallen und mit gemeinen Fäusten die Bäume niedergehauen. Der Fliederstrauch war zerschlagen und die Erde durchwühlt. Die Laube lag, ein Lattenhaufen, bei den Müllkästen, und die Blumen waren in den nassen Boden gestampft. Man lud Ziegel von einem Wagen und rührte in weiten Bottichen. Sie sägten und hämmerten, schlügen auf die Pferde ein und fluchten über den Regen.

Als ich das sah, nahm ich meinen Mantel und stieg mit zitternden Knien die Treppe hinab. Auf der Straße war es dunkel geworden und nach wenigen Schritten hatte mir der Regen die Haare an die Stirn geklebt. Es war mir, als hätte ich alles verloren, die Seele und das Auge, die Kraft zu lächeln und die Schwäche, aufzugehn. Ich achtete nicht, daß die Gegend belebter wurde. Der Regen ließ nach, vor den Kaffeehäusern wurde es lebendig. Ich ließ mich von dem Menschenstrom treiben und erschrak, als ich Jahrmarktsmusik vernahm. Die Takte der Leierkästen machten meine Schritte leichter. Ich hörte auf die Stimmen der Ausrufer und lachte mit den Mädchen, die sich auf vielsagende Art an mich heranmachten. Ich fuhr Karussell, einmal, fünfmal, bis der Platz sich drehte und die Menschen kopfstanden. Ein Tanzmädchen, das zu den Schlägen eines Tamburins die Beine warf, schenkte mir ein Freibillet für ihre Schaubude. Ich sah Tierbändiger und Zauberkünstler, Schlangenmenschen und Degenschlucker, bis ich mein Leid vergaß. Ich sah aus fremden Augen und schlug mit Händen Beifall, die nicht mir gehörten.

Später lud mich das Tanzmädchen in den Wagen ein. Wir tranken Schnaps aus schmutzigen Tassen. Der Degenschlucker ließ einen Phonographen spielen, und der Zauberkünstler holte eine Flasche Wein, die man auf mein Wohl leerte. Als ich aber in die Hände des Tanz-

mädchen, die sich unter dem Tisch bittend mir boten, keinen Geldschein legen konnte, wurde ich sogleich verabschiedet. Man stieß mich die kleine Leiter hinunter, die ins Freie führte, und warf mir den Mantel nach, den ich der Hitze wegen im Wagen ausgezogen hatte.

Die ganze Nacht trieb ich mich herum. Auf einer Bank überfiel mich der Schlaf. Als ich erwachte, raste ich meiner Straße entgegen und legte den weiten Weg in einer Stunde zurück. Ich schlich mich in den Hausflur und starrte auf die Inschrift des Hausbesitzers. Dann aber betrat ich herhaft den Hof, suchte nach den ausgerissenen Blumen und steckte die zerstreuten Fliederäste in die Erde. Vor dem Lattenhaufen der ehemaligen Laube kniete ich nieder, um eine Morgenandacht zu halten. Ich beweinte den Sieg eines Unwürdigen über meine Flur, meine Blumen, meinen Trost.

Da aber öffnete sich ein Fenster und eine Stimme herrschte mich an. Was ich zu so früher Morgenstunde im Hofe wolle, ob ich närrisch wäre. Als ich mich aber nicht stören ließ, kam der Hausbesitzer hinunter und zerrte mich an den Schultern. Ich versicherte ihm, daß ich meine Insel beweine, ein Heiligtum, das mir gehört hätte, und dessen ich hinterrücks beraubt worden wäre.

Ein donnerndes Gelächter gebot mir Schweigen. Die Einwohner des Hauses waren an ihre Fenster getreten und lachten trotz der Störung zu so früher Morgenstunde. Als ich mich weder mit dem Hausbesitzer noch mit den immer zahlreicher werdenden Zuschauern verständigen konnte, schickte man einen Boten fort.

« Ich werde schon dafür sorgen, daß Sie hinkommen, wo Sie hingehören! » Der Hausbesitzer lachte, daß sein gewaltiger Bauch wackelte.

Doch da wurden schon die Hälse der Zuschauer an den Fenstern länger. Zwei Männer näherten sich mir vorsichtig, nahmen mich in ihre Mitte und redeten mir gut zu. Doch ich verstand kein Wort. Ich hörte noch, wie die Hoffüre ins Schloß polterte. Dann aber wurde ich emporgehoben, getragen, zugedeckt. Man fuhr mich fort – und da bin ich.